

Weitergehende Themen (zur ergebnisoffenen Bearbeitung)

Da der Buddhismus nicht im Kontext der europäischen Kultur entstanden ist, haftet manchen seiner Texte ein gewisses Maß an Fremdheit an. Da es jedoch sowohl in den Lehrtexten als auch der buddhistischen Prosaliteratur um universelle menschliche Anliegen geht, vermitteln diese zugleich eine große Nähe.

In der gleichzeitigen Erfahrung einer Parallelität von Fremdheit und Nähe liegt eine spezifisch westliche Form des Zugangs zu dieser alten asiatischen Weisheitstradition. Da zeigt sich auch im Bereich der Prosaliteratur. Tatsächlich werden überall in der westlichen Literatur buddhistische Inhalte thematisiert, geht es um Vergänglichkeit, die Zerbrechlichkeit des Ich, die Angst vor dem Tod und die Suche nach Erlösung – ohne dass dabei auf den Buddhismus Bezug genommen wird.

Zur thematischen Vertiefung kann die Lehrkraft auf die in der Einführung genannten Autoren und deren Werke sowie weitere zurückgreifen, in denen offen oder implizit buddhistische Themen bearbeitet werden:

- Alfred Döblin: *Die drei Sprünge des Wang-lun*, Erläuterungen dazu in: ders. (1921): *Buddho und die Natur*, in: *Neue Rundschau*, 32. Jg., Band 2, S.1192-1200,
- Karl Gjellerup: *Der Pilger Kamanita*
- Hermann Hesse: *Siddharta*
- Nikos Kazantzakis: *Buddha. Der blaue Fluss*
- Milan Kundera: *Das Buch vom Lachen und Vergessen, Die Identität*
- Thomas Mann: *Der kleine Herr Friedemann, Der Tod*
- August Strindberg: *Gespensersonate, Traumspiel*.

Eine mögliche Bearbeitung anhand eines Textes von Oscar Wilde wird im Folgenden gezeigt.

Oscar Wilde

Der glückliche Prinz

Übersetzerin: Alice Seiffert

Hoch über der Stadt stand auf einer schlanken Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Er war über und über mit dünnen Blättern feinen Goldes vergoldet, er hatte zwei schimmernde Saphire als Augen, und an seinem Schwertknauf glühte ein großer roter Rubin.

Alle Welt bewunderte ihn sehr. „Er ist so schön wie ein Wetterhahn“, meinte ein Ratsherr, der den Ruf eines Kunstkenner zu erlangen trachtete. „Nur nicht ganz so nützlich“, setzte er hinzu, denn er fürchtete, die Leute könnten ihn für unpraktisch halten, und das war er keineswegs.

„Warum kannst du nicht sein wie der glückliche Prinz?“ fragte eine empfindsame Mutter ihren kleinen Jungen, der weinend nach dem Mond verlangte. „Dem glücklichen Prinzen fällt's nun und nimmer ein, nach irgend etwas zu weinen.“

„Ich bin froh, daß es in dieser Welt doch Einen gibt, der vollkommen glücklich ist“, flüsterte ein Enttäuschter vor sich hin, als er zu dem wundervollen Standbild emporschaute.

„Er sieht ganz wie ein Engel aus“, sagten die Waisenkinder, wenn sie in ihren hellen scharlachroten Mänteln und den sauberen weißen Schürzchen aus der Kathedrale kamen.

„Woher wollt ihr das wissen?“ fragte der Rechenlehrer. „Ihr habt ja nie einen gesehen.“

„O doch! In unseren Träumen“, antworteten die Kinder; und der Rechenlehrer runzelte die Stirn und machte ein sehr strenges Gesicht, denn er konnte es gar nicht leiden, daß Kinder träumten.

Eines Nachts nun flog eine kleine Schwalbe über die Stadt, ein Schwalbenjüngling. Seine Gefährten waren schon vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, er aber hatte gesäumt, denn er war in das hübscheste aller Schilfrohre verliebt. Er hatte seine Schöne im jungen Frühling kennengelernt, als er hinter einem dicken gelben Falter her den Fluß entlangflog, und war von ihrer zarten Taille so betört gewesen, daß er in seinem Fluge eingeklemmt hatte, um mit ihr zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?“ fragte der Schwalbenjüngling, der gern ohne viel Umschweife zur Hauptsache kam, und die Schöne neigte sich tief vor ihm. Da flog und kreiste er um sie her und streifte das Wasser leicht mit seinen Flügeln, daß es sich silbern kräuselte. Auf solche Art warb er, und es ging so den ganzen Sommer lang.

„Das ist eine lächerliche Liebschaft“, zwitscherten die anderen Schwalben, „sie hat kein Geld und viel zuviel Verwandte“ – und in der Tat war der Fluß ganz voller Röhricht. Dann, als der Herbst kam, flogen die Schwalben alle davon.

Da sie nun fort waren, fühlte der kleine Vogel sich einsam und fing an, seiner Dame überdrüssig zu werden. „Man kann sich gar nicht mit ihr unterhalten“, sagte er, „und mir scheint fast, sie ist kokett, denn allzeit flirtet sie mit dem Wind.“ Und wirklich, wann immer der Wind wehte, grüßte sie ihn mit den anmutvollsten Verneigungen. „Ich gebe zu, sie ist häuslich“, fuhr der Vogel fort, „aber ich liebe das Reisen, und folglich sollte meine Frau es auch lieben.“

„Willst du mit mir kommen?“ fragte er sie schließlich; aber sie schüttelte nur den Kopf, sie wurzelte allzu fest in ihrem Heim. „Du hast dein Spiel mit mir getrieben!“ schrie er. „Ich mache mich davon nach den Pyramiden. Leb wohl!“ Und er flog von dannen.

Den ganzen Tag flog er, und im Abenddämmern kam er in der Stadt an. „Wo soll ich absteigen?“ sagte er zu sich. „Hoffentlich haben sie hier ihre Zurüstungen getroffen.“

Dann sah er das Standbild auf der hohen Säule.

„Dort will ich absteigen“, rief er, „die Lage ist schön, und frische Luft gibt's da oben genug.“ Damit ließ er sich just zwischen den Füßen des glücklichen Prinzen nieder.

„Ich habe ein goldenes Schlafzimmer“, sagte der kleine Vogel träumerisch zu sich selber, als er um sich blickte, und machte sich zum Schlafengehen bereit; aber da er eben den Kopf unter den Flügel stecken wollte, fiel ein großer Tropfen Wasser auf ihn herab. „Wie sonderbar!“ rief er, „nicht ein einziges Wölkchen steht am Himmel, die Sterne scheinen klar und hell, und dabei regnet es. Das Klima im nördlichen Europa ist wirklich schauerhaft. Das Schilfrohr schwärmte zwar für Regen, aber das war nichts als Egoismus.“

Da fiel ein zweiter Tropfen.

„Wozu nützt ein Standbild, wenn es nicht einmal den Regen abhalten kann?“ sagte er, „ich muß mich nach einem soliden Schornsteinaufsatz umsehen“, und er beschloß weiterzufiegen.

© 2024 Dr. Hans-Günter Wagner

Doch ehe er seine Flügel ausgebreitet hatte, fiel ein dritter Tropfen, und er blickte auf und sah ... Ah, was sah er?

Die Augen des glücklichen Prinzen waren voll Tränen, und Tränen strömten ihm über die goldenen Wangen. Sein Antlitz war so schön im Mondlicht, daß Mitleid die kleine Schwalbe erfüllte.

„Wer bist du?“ fragte sie.

„Ich bin der glückliche Prinz.“

„Warum weinst du dann?“ fragte die Schwalbe, „ich bin davon ganz naß geworden.“

„Als ich lebte und ein Menschenherz besaß“, erwiderte das Standbild, „wußte ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte im Schloß Sorgenlos, das kein Leid betreten darf. Am Tage spielte ich mit meinen Gespielen im Garten, und des Abends führte ich den Tanz im großen Saale an. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer; aber nie kam mir die Frage, was dahinter sein möge, denn alles um mich her war so schön. Die Herren vom Hofe nannten mich den glücklichen Prinzen, glücklich war ich fürwahr, wofern Freude Glück bedeutet. So lebte ich, so starb ich. Und nun, da ich tot bin, haben sie mich in solche Höhe hier heraufgestellt, daß ich alles sehen kann, was häßlich, alles, was jammervoll ist in meiner Stadt, und wenn ich auch ein bleiernes Herz habe – wie sollte ich nicht weinen?“

„Was, er ist nicht aus massivem Gold?“ fragte sich die Schwalbe im stillen. Sie war zu höflich, um irgendwelche anzüglichen Bemerkungen laut auszusprechen.

„Weit entfernt von hier“, fuhr das Standbild mit leiser, melodischer Stimme fort, „weit entfernt von hier in einer kleinen Gasse steht ein ärmliches Haus. Eins der Fenster ist offen, und durch dieses Fenster kann ich eine Frau an einem Tische sitzen sehen. Ihr Gesicht ist mager und verhärtet, rau und rot sind ihre Hände und ganz von der Nadel zerstoichen, denn sie ist eine Näherin. Sie stickt Passionsblumen auf ein Atlaskleid, das die reizendste unter den Ehrendamen der Königin beim nächsten Hofball tragen will. In einer Ecke der Kammer liegt ihr kleiner Junge krank im Bett. Er fiebert und möchte so gerne Orangen. Seine Mutter aber hat nichts ihm zu geben als Wasser aus dem Fluß, und deshalb weint er. Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe, willst du ihr nicht den Rubin aus meinem Schwertknauf bringen? Meine Füße sind an dies Postament gefesselt, und ich kann nicht hinab.“

„Ich werde in Ägypten erwartet“, sagte die Schwalbe. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und nieder und plaudern mit den prangenden Lotosblumen. Bald werden sie im Grabmal des großen Königs schlafen gehen. Der König selbst liegt dort unten in seinem buntbemalten Sarge. Er ist in ein gelbes Leintuch gewickelt und mit Wohlgerüchen einbalsamiert. Um seinen Nacken schlingt sich eine Kette von blaßgrüner Jade, und seine Hände sind wie welkes Laub.“

„Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „willst du nicht eine Nacht lang bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe verschmachtet, und der Mutter ist so bang.“

„Ich kann Jungen eigentlich gar nicht leiden“, entgegnete die Schwalbe. „An dem Flusse, wo ich vorigen Sommer wohnte, waren zwei ungezogene Jungen, die Müllerssöhne; die warfen immerfort mit Steinen nach mir. Sie haben mich natürlich nie getroffen, wir Schwalben fliegen dafür viel zu gut, und überdies stamme ich aus einer Familie, die wegen ihrer Hurtigkeit berühmt ist; es war aber doch ein Zeichen von Nichtachtung.“ Aber der glückliche Prinz sah so traurig aus, daß es die kleine Schwalbe jammerte. „Es ist sehr kalt hier“, sagte sie, „doch ich will eine Nacht lang bei dir bleiben und dein Bote sein.“

„Danke, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz.

Also pickte die Schwalbe den großen Rubin aus des Prinzen Schwert, und den Edelstein im Schnabel, flog sie davon, über die Dächer der Stadt.

Sie kam am Turm der Kathedrale vorüber, von dem die weißen Marmorengel niederschauten. Sie kam am Schloß vorüber und hörte den Lärm des Balles. Ein schönes Mädchen trat mit seinem Anbeter auf den Altan hinaus. „Wie wunderreich die Sterne sind“, sagte er zu ihr, „und wie wunderreich ist die Macht der Liebe!“

„Hoffentlich wird mein Kleid rechtzeitig für den Hofball fertig“, antwortete sie. „Ich habe Auftrag gegeben, daß Passionsblumen daraufgestickt werden; aber die Näherinnen sind so faul.“

Die Schwalbe flog über den Fluß und sah die Laternen an den Masten der Schiffe hängen. Sie flog über das Getto und sah die alten Juden miteinander handeln und Geld auf kupfernen Waagschalen wägen. Endlich kam sie zu dem armen Häuschen und blickte hinein. Der Knabe warf sich fieberheiß im Bette hin und her, und die Mutter war eingeschlafen, sie war so müde. Durchs Fenster hinein hüpfte die Schwalbe und legte den großen Rubin auf den Tisch, neben den Fingerhut der Schlafenden. Dann

umflog sie mit weichen Flügelschlägen das Bett, und ihre Schwingen fächelten des Knaben Stirn. „Wie kühl mir ist“, sagte der Knabe, „ich glaube, nun werde ich gesund.“ Und er sank in einen erquickenden Schlummer.

Darauf flog die Schwalbe zurück zu dem glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was sie getan hatte. „Es ist sonderbar“, bemerkte sie, „aber mich friert jetzt gar nicht mehr, obwohl es so kalt ist.“

„Das kommt, weil du eine gute Tat getan hast“, sagte der Prinz. Und die kleine Schwalbe begann darüber nachzudenken, und dann schlief sie ein. Denken machte sie immer schläfrig.

Als es tagte, flog sie hinab zum Fluß und nahm ein Bad. „Welch bemerkenswertes Phänomen!“ sagte der Professor der Ornithologie, der eben über die Brücke ging. „Eine Schwalbe im Winter!“ Und er schrieb über diesen Gegenstand einen langen Artikel für die Lokalzeitung. Jedermann zitierte ihn, er war voll so vieler Wörter, die niemand verstand.

„Heute abend reise ich nach Ägypten“, sagte der kleine Vogel, und er fühlte sich ganz angeregt von dieser Aussicht. Er besuchte alle Denkmäler und bedeutenden Bauten der Stadt und saß lange auf der Kirchturmspitze. Wo er auch hinkam, überall riefen die Spatzen zwitschernd einander zu: „Was für ein vornehmer Fremder!“ So unterhielt sich die Schwalbe ganz ausgezeichnet.

Als der Mond aufging, flog sie zurück zu dem glücklichen Prinzen. „Soll ich in Ägypten etwas für dich ausrichten?“ rief sie. „Ich breche jetzt auf.“

„Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „willst du nicht diese eine Nacht noch bei mir bleiben?“

„Ich werde in Ägypten erwartet“, antwortete die Schwalbe. „Morgen fliegen meine Freunde hinauf zum zweiten Katarakt. Das Nilpferd ruht dort zwischen den Binsen, und auf einem großen granitene Throne sitzt der Gott Memnon. Die ganze Nacht hindurch schaut er nach den Sternen, und wenn das Morgenstern aufgeht, stößt er einen einzigen tönenden Jubelschrei aus und schweigt dann wieder still. Zu Mittag kommen die gelben Löwen herab zum Ufersaum, um zu trinken. Sie haben Augen gleich grünen Beryllen, und ihr Gebrüll ist mächtiger als das Brüllen des Katarakts.“

„Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „weit entfernt von hier, am Ende der Stadt, sehe ich einen jungen Mann in einer Dachkammer. Er beugt sich über ein Schreibpult, das mit Papieren bedeckt ist, und ein Bund verdorrter Veilchen steht neben ihm in einem Wasserglas. Sein Haar ist braun und gelockt, und er hat große verträumte Augen, und seine Lippen sind wie ein Granatapfel rot. Er müht sich, ein Stück für den Theaterdirektor zu vollenden, aber er friert so sehr, daß er nicht weiterschreiben kann. Kein Feuer brennt in seinem Kamin, und der Hunger hat ihn entkräftet.“

„Ich will diese eine Nacht noch bei dir bleiben“, sagte die Schwalbe, die wirklich ein gutes Herz hatte.

„Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?“

„Ach nein, ich habe keinen Rubin mehr“, sagte der Prinz, „meine Augen sind alles, was mir geblieben ist. Sie sind aus köstlichen Saphiren gemacht, die man vor tausend Jahren aus Indien hergebracht hat. Reiß eines von ihnen aus und trag es zu ihm hin. Er wird den Edelstein zum Goldschmied bringen und Nahrung und Feuerholz kaufen und sein Stück vollenden.“

„Lieber Prinz“, sagte die Schwalbe, „das kann ich nicht.“ Und sie begann zu weinen.

„Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „tu, wie ich dich heiße.“

Also riß die Schwalbe dem Prinzen ein Auge aus und flog fort zur Dachkammer des Studenten. Es war leicht genug, hineinzugelangen, denn das Dach hatte ein Loch. Da hindurch schoß sie und kam in die Kammer. Der junge Mann hatte den Kopf in den Händen vergraben; so hörte er das Flattern der Vogelschwingen nicht, und als er aufsaß, fand er den schönen Saphir, der auf den verdorrten Veilchen lag.

„Man beginnt mich anzuerkennen“, rief er, „dies hier kommt gewiß von einem großen Bewunderer. Nun kann ich mein Stück vollenden“, und er sah ganz glücklich aus.

Am nächsten Tage flog die Schwalbe hinunter zum Hafen. Sie saß auf dem Mast eines gewaltigen Schiffes und sah zu, wie die Matrosen schwere Kisten an Tauen aus dem Schiffsleib hochwanden. „Hievt, a-hoi! a-hoi!“ schrien sie bei jeder Kiste, die sie aufhievten. „Ich reise nach Ägypten!“ rief die Schwalbe; aber niemand beachtete sie, und als der Mond aufging, flog sie zurück zu dem glücklichen Prinzen.

„Ich bin gekommen, dir Lebewohl zu sagen“, rief sie.

„Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „willst du nicht diese eine Nacht noch bei mir bleiben?“

„Es ist Winter“, antwortete die Schwalbe, „und der eisige Schnee wird bald dasein. In Ägypten scheint die Sonne warm auf die grünen Palmenbäume, und die Krokodile liegen im Schlamm und blicken träge um sich. Meine Gefährten bauen ein Nest im Tempel von Baalbek, und die weiß- und rosenfarbenen Tauben sehen ihnen zu, und eine gurrert der andern Zärtlichkeiten. Lieber Prinz, ich muß Abschied nehmen, aber ich will dich nie vergessen, und im nächsten Frühling bringe ich dir zwei schöne Edelsteine statt derer, die du weggegeben hast.

Der Rubin soll röter sein als eine rote Rose, und der Saphir so blau wie die weite See.“

„Auf dem Platze unten“, sagte der glückliche Prinz, „steht ein kleines Mädchen und verkauft Streichhölzer. Sie hat ihre Hölzchen in die Gasse fallen lassen, und sie sind ganz verdorben.

Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie kein Geld nach Hause bringt, und darum weint sie. Sie hat nicht Strümpfe noch Schuhe, und ihr Köpfchen ist bloß. Reiß mein anderes Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen.“ „Ich will diese eine Nacht noch bei dir bleiben“, sagte die Schwalbe, „aber ich kann dir das Auge nicht ausreißen. Du wärest dann ja ganz blind.“

„Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „tu, wie ich dich heiße.“

Da riß sie dem Prinzen anderes Auge aus und stieß damit hinab auf den Platz. Sie schwirrte an dem Streichholzmadchen vorbei und ließ das Juwel in ihre Hand gleiten. „Was für ein hübsches Stückchen Glas!“ rief die Kleine; und lachend lief sie heim.

Dann kam die Schwalbe zurück zu dem Prinzen. „Du bist nun blind“, sagte sie, „so will ich immerdar bei dir bleiben.“

„Nein, kleine Schwalbe“, sagte der arme Prinz, „du mußt nach Ägypten reisen.“

„Ich will immerdar bei dir bleiben“, sagte die Schwalbe, und zu Füßen des Prinzen schlief sie ein.

Den ganzen folgenden Tag saß sie auf des Prinzen Schulter und erzählte ihm von allerlei Seltsamem, das sie in fremden Landen geschaut hatte. Sie erzählte ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Ufern des Niles stehen und mit ihren Schnäbeln Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und jedes Ding weiß; von den Kaufleuten, die gemessenen Schritte zur Seite ihrer Kamele gehen und Rosenkränze aus Bernstein in den Händen tragen; von dem König der Mondberge, der schwarz ist wie Ebenholz und einen riesigen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmbaum schläft und zwanzig Priester um sich hat, ihr zu dienen und sie mit Honigkuchen zu füttern; und von den Pygmäen, die über einen großen See auf flachen breiten Blättern segeln und allzeit im Krieg liegen mit den Schmetterlingen.

„Liebe kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „du erzählst mir von wundersamen Dingen, aber wundersamer als alles in der Welt ist das Menschenleid. Kein Wunder ist so tief wie die Wunden des Elends. Flieg über meine Stadt, kleine Schwalbe, und erzähl mir, was du dort siehst.“

So flog die kleine Schwalbe über die große Stadt und sah, wie sich's die Reichen in ihren schönen Häusern wohl sein ließen, indes die Bettler draußen an den Toren saßen. Sie flog in dunkle Gassen und sah die weißen Gesichter hungernder Kinder, die unfroh auf die düsteren Straßen blickten. Unter einem Brückenbogen lagen zwei kleine Jungen, einer in des andern Arm geschmiegt, um sich zu wärmen. „Wir haben solchen Hunger!“ sagten sie. „Ihr dürft hier nicht liegen!“ brüllte der Wächter, und sie gingen hinaus in den Regen.

Da flog die Schwalbe zurück und erzählte dem Prinzen, was sie gesehen hatte.

„Ich bin mit feinem Golde bedeckt“, sagte der Prinz, „das sollst du abheben, Blatt um Blatt, und meinen Armen geben; die Lebenden meinen, daß Gold sie glücklich machen könne.“ Blatt für Blatt des feinen Goldes pickte die Schwalbe ab, bis der glückliche Prinz ganz stumpf und grau aussah. Blatt für Blatt des feinen Goldes brachte sie den Armen, und die Wangen der Kinder erblühten, und sie lachten und spielten ihre Spiele auf den Straßen. „Nun haben wir Brot!“ riefen sie.

Dann kam der Schnee, und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie aus Silber geschmiedet, so hell glitzerten sie; lange Eiszapfen, kristallinen Dolchen gleich, hingen von den Dächern der Häuser, alle Welt ging in Pelzen einher, und die kleinen Jungen trugen rote Wollkappen und liefen Schlittschuh auf dem Eise.

Die arme kleine Schwalbe fror und fror immer ärger, aber sie wollte den Prinzen nicht verlassen, dazu hatte sie ihn zu lieb. Sie pickte Krumen vor der Tür des Bäckers auf, wenn der Bäcker nicht hinsah, und suchte sich zu wärmen, indem sie mit den Flügeln schlug.

Endlich aber erkannte sie, daß sie sterben müsse. Sie hatte gerade noch Kraft genug, sich noch einmal auf des Prinzen Schulter zu schwingen. „Leb wohl, lieber Prinz!“ sagte sie leise, „darf ich deine Hand küssen?“

„Ich freue mich, daß du endlich nach Ägypten reisest, kleine Schwalbe“, sagte der Prinz, „du bist schon viel zu lange hiergeblieben; aber du mußt mich auf die Lippen küssen, denn ich liebe dich.“

„Nicht nach Ägypten reise ich“, sagte die Schwalbe, „ich reise zum Haus des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, ist's nicht so?“

Und sie küßte den glücklichen Prinzen auf die Lippen und fiel tot zu seinen Füßen nieder.

In diesem Augenblick tönte aus dem Innern des Standbildes ein seltsames Knacken, als ob etwas zerbrochen wäre. Und wirklich, das bleierne Herz war mitten entzweigesprungen. Es war ja auch eine grimmig kalte Nacht.

Früh am nächsten Morgen ging der Bürgermeister mit den Ratsherren unten über den Platz. Als sie an der Säule vorbeikamen, blickte er hinauf zu dem Standbild. „Ach, du liebe Zeit! Wie armselig der glückliche Prinz aussieht!“ sagte er. „Gewiß, wie armselig!“ riefen die Ratsherren, die stets einer Meinung mit dem Bürgermeister waren; und sie stiegen hinauf, um den Schaden von der Nähe zu besehen.

„Der Rubin ist aus seinem Schwert gefallen, die Augen sind weg, und er ist gar nicht mehr golden“, sagte der Bürgermeister. „Er sieht buchstäblich kaum besser aus als ein Bettler.“

„Kaum besser als ein Bettler“, sagten die Ratsherren. „Und hier liegt wahrhaftig ein toter Vogel vor seinen Füßen!“ fuhr der Bürgermeister fort. „Wir müssen tatsächlich eine Verordnung erlassen, daß es Vögeln verboten ist, hier zu sterben.“ Und der Stadtschreiber notierte sich diesen Hinweis. Also wurde das Standbild des glücklichen Prinzen herabgeholt. „Da er nicht mehr schön ist, ist er nicht mehr nützlich“, sagte der Kunstprofessor der Universität.

Darauf schmolzen sie das Standbild in einem Schmelzofen, und der Bürgermeister hielt eine Sitzung mit dem Stadtrat ab, um zu entscheiden, was mit dem Metall geschehen solle. „Wir müssen selbstverständlich ein neues Standbild haben“, sagte er, „und das soll mein eigenes Standbild sein.“ „Mein eigenes“, sagte jeder der Ratsherren, und sie zankten sich und stritten. Als ich zuletzt von ihnen hörte, stritten sie sich noch immer.

„Ist das aber merkwürdig!“ sagte der Werkmeister in der Schmelzhütte. „Dieses zerbrochene Herz will im Ofen nicht schmelzen. Wir müssen es wegwerfen.“ So warfen sie es auf einen Kehrhaufen, auf dem auch die tote Schwalbe lag. „Bring mir die beiden kostbarsten Dinge dieser Stadt“, sagte Gott zu einem seiner Engel; und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

„Du hast recht gewählt“, sagte Gott, „denn in meinem Paradiesgarten soll der kleine Vogel singen für und für, und in meiner goldenen Stadt soll der glückliche Prinz mich lobpreisen.“

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/wilde/maerchen/prinz.html> (22.3.2023); eine weitere Übersetzung findet sich in: Wilde Oscar (o.J.): Der glückliche Prinz (ins Deutsche übertragen von Kathrin Marydith), in: ders.: Märchen. München.



Bildquelle: [https://en.wikipedia.org/wiki/The_Happy_Prince_and_Other_Tales#/media/File:Plate_1_of_The_Happy_Prince_and_Other_Tales_\(1888\).png](https://en.wikipedia.org/wiki/The_Happy_Prince_and_Other_Tales#/media/File:Plate_1_of_The_Happy_Prince_and_Other_Tales_(1888).png) (12.2.2024)

Anregungen für eine buddhistische Textinterpretation von Oscar Wildes Märchen „Der glückliche Prinz“

Es geht zunächst um das vollkommene Glück und wie man es erlangt. Eine Aussage dazu ist, dass äußere Schönheit nur eine Inszenierung ist und Liebe und Opferbereitschaft wahre Schönheit verkörpern. Auf einer weiteren Ebene geht es auch um die Kluft zwischen Arm und Reich.

In Wildes Text lassen sich urbuddhistische Motive entdecken, ohne dass vom Buddha und seiner Lehre überhaupt die Rede ist. Auf einer mächtigen Säule hoch über der Stadt erhebt sich die goldene Statue des glücklichen Prinzen. Alle lieben diese Figur als Verkörperung vollkommenen Glücks. Ähnlich wird auch der Buddha in Asien von vielen Menschen verehrt. Wie im Buddhismus ist hier das Mitgefühl und die Fürsorge für Andere ein grundlegendes Motiv.

Im Unterschied zum historischen Buddha verlässt der „goldene Prinz“ seinen Palast jedoch nie, führte dort ein völlig unbeschwertes Leben und kümmerte sich nicht um das Wohl und Wehe der Wesen außerhalb der Palastmauern. Erst nach seinem Tode wird er des Leids der Welt gewahr. Das unterscheidet ihn vom Buddha. Erst jetzt sieht der „goldene Prinz“, wie furchtbar die Menschen leiden und will ihnen helfen. Obwohl sein Herz aus Blei ist, ist es voller Mitgefühl. Jetzt bedeutet ihm seine Schönheit nichts mehr und er ist bereit, seine Edelstein-Augen, seine Umhüllung aus Gold und alles Wertvolle an ihm den Bedürftigen zu geben.

Da nun unfähig selbst zu helfen, wird die Schwalbe als Bodhisattva tätig und zahlt für ihren unermüdlichen Einsatz schließlich mit dem Preis ihres eigenen Lebens. Das Kostbarste ist, was man aus Liebe für andere tut.

Die Schwalbe verkörpert buddhistische Tugenden wie Mitgefühl, Hingabe, Großzügigkeit und Opferbereitschaft. Am Ende wird ihr Gnade und postmortale Ehrung zuteil.

Für weitere Interpretationshinweise siehe: Read more at: <https://www.risenotes.com/short-story/Happy-Prince-fantasy.php> (22.3.2024).

